
Internationale Gesellschaft für Tiefenpsychologie e.V.

Erweiterte Gemeinschaft Arzt und Seelsorger – Sitz Stuttgart

Vorsitzende: Dr. Konstantin Rößler, Gideon Horowitz, Margarete Leibig • **Wissenschaftliche Leitung:** Dr. Renate Daniel, Prof. Johanna Haberer • **Geschäftsführerin:** Elke Schmid-Eickhoff

Gegründet im Jahr 1949 als „Stuttgarter Gemeinschaft Arzt und Seelsorger“ von: Prof. Dr. Dr. med. Wilhelm Bitter, Geistlicher Rat Dr. theol. h. c. Hermann Breucha, Pfarrer Rudolf Daur

73. Jahrgang

Februar 2023

Liebe Freundinnen und Freunde, liebe Mitglieder unserer Gesellschaft,

zum Jahresbeginn wünschen Ihnen Vorstand, wissenschaftliche Leitung und Geschäftsführung der igt ein gesundes und frohes Jahr 2023, in dem wir alle ganz besonders auf Frieden hoffen!

Sehr herzlich danken wir Herrn Pfarrer Wolfgang Teichert, der prägnant und lebendig die Vorträge unserer letzten Tagung

ÜberLebensBilder – Quellen innerer Kraft

zusammengefasst hat. Sein Text enthält die Essentials der Referate, die als vollständige Textfassung wieder in unserem im Herbst erscheinenden Tagungsband veröffentlicht werden. Die Fragen des Überlebens angesichts von Krieg und Krisen haben die Tagung geprägt. Antworten, die eine Richtung aufzeigen, wurden gegeben aus gesellschaftspolitischer, philosophischer, theologischer und psychotherapeutischer Sicht, die die Aktualität und Dringlichkeit des Themas deutlich machten und spürbar werden ließen. Anhand der vorliegenden Texte können Sie all dem noch einmal in Ruhe nachgehen. Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen und Wiederentdecken.

Eine besondere Bereicherung in diesem Jahr waren die Gruppen der Studierenden, die unter anderem die Tagung auf Instagram medial begleitet und kommentiert haben. Dort können Sie unter @igt_lindau auch auf diesem Weg die Veranstaltung noch einmal nacherleben.

Weitere Informationen zur vergangenen wie zur kommenden Tagung finden Sie in unserem Newsletter, der auch auf der Website zur Verfügung steht: www.igt-lindau.de.

Ausgehend von Ihren Vorschlägen und den Fragen, die unsere Gesellschaft derzeit auf kollektiver Ebene prägen, haben wir für die diesjährige Tagung vom 29.10. bis 2.11.2023 das Thema

Miteinander – Gegeneinander – Durcheinander

Gleichgewicht als Lebenskunst

gewählt und hoffen, damit Ihr Interesse und Ihre Lust zur Teilnahme zu wecken.

Ganz besonders danken wir Ihnen für Ihre zahlreichen kreativen Anregungen zum Tagungsthema und freuen uns auf ein Wiedersehen in Lindau im Herbst.

Herzlich – Ihr Konstantin Rößler

ÜberLebensBilder –

Quellen innerer Kraft

Zur Jahrestagung der IGT 2022 online und in Lindau

Unter dem gegenüber dem Ursprungsentwurf leicht veränderten Titel: „ÜberLebensBilder – Quellen innerer Kraft“ begann die Tagung 2022 der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie zur Zeit einer „aus den Fugen geratenen Welt“ (Konstantin Rößler), in der Bilder von Zerstörung, Angst und Trauer überwiegen. Mit den Bildern vom Singen in den U-Bahnschächten von Kiew beschwor der Präsident der IGT die Fähigkeiten zur Resilienz. Für unsere eigene Resilienz sei es entscheidend, dass wir uns die Fähigkeit zum Mitgefühl bewahren, ohne in ein Mitleiden zu verfallen, das uns selbst handlungsunfähig macht. In solchen Zeiten ginge es darum, sich ganz in der interdisziplinären Tradition der IGT des kollektiven Erfahrungsschatzes im Umgang mit Krisen zu erinnern und diese Krisen denn auch zu gestalten. Die Fragen nämlich, die vor 73 Jahren zur Gründung der Gesellschaft geführt hatten, sind heute in einer unerwarteten und drängenden Weise wieder aktuell geworden: „Was geschieht im Unbewussten von Menschen“, fragte Konstantin Rößler, und wie kann seelische Gesundheit im Individuum und in der Gesellschaft gefördert werden, um solchen Katastrophen zu begegnen und sie zu verhindern? Wie lässt sich dafür sorgen, dass derart menschenverachtende Haltungen nicht mehr Fuß fassen? Welche Wege können Tiefenpsychologie, Theologie und andere Disziplinen darin aufweisen? Der Dalai Lama habe es auf eine einfache Formel gebracht: „Mitfühlendes Handeln ist gut für unsere geistige Gesundheit.“

Zu einer Haltung, das eigene Handeln und Fühlen nicht völlig der Gewalt und dem Schrecken zu überlassen, regte das Eröffnungsreferat von **Verena Kast (St. Gallen)** an: „Hoffnungsräume für die kreative Kraft schöpferischen Tuns in der Krise“. Und, so eine weitere Einsicht dieser Eröffnung: Mit einer Haltung von Trauer und Verwundbarkeit lasse sich einiges wahrnehmen und bewegen. Sie begann mit dem Bericht von einem Richter (erzählt bei Lawrence Weschler in seinem Buch „Vermeer in Bosnia: Selected Writings“), der sich um schlimmste Verbrechen zu kümmern hat. Befragt, wie er das aushalte: Er gehe ins Mauritshuis in Den Haag und schaue sich Vermeers „Das Mädchen mit dem Perlenohrring“ an. Als Kontrast zur unmenschlichen

Gewalt könnten solche Bilder „Hoffnungsräume“ eröffnen. Die menschliche Seele brauche solche Räume vor allem dann, wenn sie in „Solastalgie“ gerate, also in jenes belastende Gefühl des Verlustes, das entsteht, wenn jemand die Veränderung oder Zerstörung der eigenen Heimat oder des eigenen Lebensraums direkt miterlebt. „Solastalgie“, dieser durch den australischen Naturphilosophen Glenn Albrecht geprägte Begriff, sei eine Kombination aus dem lateinischen *sōlācium* (Trost) und der griechischen Wurzel *algia* (Schmerz, Leiden, Krankheit). Aber anders als Nostalgie, sei Solastalgie ein gefühlter Schmerz bei der Erkenntnis, dass der Ort, an dem man wohnt und den man liebt, hier und jetzt verletzt oder angegriffen wird. Damit verbunden sei – und das ist wichtig – ein intensiver Wunsch, dass dieser Ort, an dem man wohnt, als mögliche Quelle des Trostes erhalten bleibt. Solastalgie sei daher auch, so fügte Verena Kast hinzu, für Menschen möglich, die die gesamte Erde als ihr Zuhause betrachten und daher auch das Beobachten der Veränderung oder Zerstörung irgendeines Ortes auf diesem Planeten (etwa im Fernsehen) als belastend erleben. Und während Nostalgie auf die Vergangenheit gerichtet ist, bezieht sich Solastalgie auf die Gegenwart oder Zukunft.

So habe die schwedische Forscherin Maria Ojala (Örebro-Universität, Schweden) herausgefunden, dass „Klimaangst“ eine verständliche psychologische Reaktion von Menschen ist. Menschen wollen oft an das glauben, was sie sich wünschen, anstatt sich der Realität zu stellen. Doch Untersuchungen zeigen auch, dass es Möglichkeiten gibt, die einem helfen, mit Klimaangst umzugehen: Sich zu informieren und mit anderen über die Probleme zu reden. Das helfe nicht nur, die Angst zu bewältigen, sondern auch, aktiv zu werden, um die Risiken zu mindern.

Deshalb müsste man mehr positive Emotionen wie Hoffnung, Freude, Inspiration (so auch ein Buchtitel von Verena Kast) wahrnehmen. Denn ausgestattet mit der archetypischen Kraft von Hoffnung seien Menschen im Grunde so gebaut, dass sie an die Zukunft glauben und Mut fassen in Begegnung und Austausch: „Wenn wir dann unsere Verzweiflung teilen können, miteinander sprechen und dann ist da wieder der eine oder die andere dabei, der das alles nicht so schwarz sieht. Wir haben nicht nur Angst, wir haben auch Mut“, so die Psychologin. Die Erfahrung zeige, dass die Menschen sehr zusammenstehen, sobald etwas passiert, das sie wirklich bedroht. Psychologisch sei Hoffnung Grundemotion des Lebendig-Seins! Solange wir lebendig sind, hoffen wir. „Auch wenn wir nichts mehr erwarten, leben wir trotzdem weiter und wir hoffen sogar, dass es irgendwie besser wird. Das gehört zu unserer Biologie.“

Auch das Erlebnis, gemeinsam etwas zu bewegen, könne warme Gefühle auslösen. „Kama muta“ haben die Erforscher dies Gefühl mit einem Sanskrit-Begriff genannt. Kama muta sei ein körperlich sehr starkes Gefühl, das einen zum Weinen bringen kann oder zu großer Rührung. „Es ist ein soziales Gefühl, das bewirkt, dass man sich akzeptiert fühlt, dass man auch die anderen akzeptiert“, berichtet Verena Kast „ein sehr starkes Wir-Gefühl, auch eine Bereitschaft miteinander zu teilen.“

Und damit kam die Referentin zu einer neuen Sicht, die sie Umgang mit „ökologischer Trauer“ nennt. Erfahrungen individueller Trauer ließen sich (als Haltung und als Prozess) auch übertragen auf kollektive Trauer um Planet und Klima. „Unter ökologischer Trauer versteht man eine tiefe Traurigkeit, die Menschen als Reaktion auf den Verlust ihrer Heimat oder des vertrauten Ökosystems empfinden.“

Mit Rückgriff auf den estnisch-amerikanischen Psychologen Jaak Panksepp (er forschte über die neurologischen Ursprünge menschlicher und tierischer Emotionen und über die sogenannten CARE-, FEAR-, RAGE-, SEEKING- und LUST-Systeme) schlug Verena Kast Übergänge vor, vom sogenannten „Grief-System“ zum „Care-System“, denn das Grief-System sei wie ein dunkler Spiegel zum Care-System. Ein Verlust ruft sozusagen das Care-System: „Weil wir verlassen werden, brauchen wir dies nährendes Füreinander. Ist es vorhanden, entsteht Freude, denn das Leben ist dann doch besser als wir erwartet haben.“ (Die Forschung zum Grief-System übrigens hatte für Jaak Panksepp einen zutiefst persönlichen Hintergrund. Er schreibt bewegend und schmerzlich über den Tod seiner eigenen Tochter im Teenageralter und dreier ihrer Freundinnen durch einen betrunkenen Autofahrer. Er rätselt, wie er, ein Mann, dessen Lebensaufgabe es war, die Funktionsweise des Gehirns zu erhellen, tiefer depressiver Trauer erliegen konnte. Er schreibt seine eigene Genesung zum Teil der Anwesenheit eines liebevollen Partners und unterstützender Freunde zu).

Und so fragte Verena Kast am Schluss: Könnte das bewusste, gemeinsame Trauern dazu führen, Wege heraus aus neoliberalen Gewinn-, Macht- und Wachstumsstreben hin zu einer Haltung des Sich Kümmerns, Sorgens und wechselseitiger Anerkennung, wie man es aus Freundschaftsbeziehungen kennt? Durch Imagination kann solche Hoffnung schöpferisch werden: Gemeinsames Trauern und gemeinsames Imaginieren in überschaubaren Gruppen, die sich miteinander ein Ziel setzen, ermöglichten kreative Ideen und die könnten, so der hoffnungstragende Schluss der Referentin, in größere Gruppen eingebracht und weiter wirksam werden.

Am ersten Abend dann zeigte die Theologin **Julia Helmke (Hannover)** mit einigen Filmausschnitten Kinobilder, aus denen Lebens- und Überlebenskraft zu schöpfen sich anbietet. Mit dem Zitat aus der Tragikomödie *Forrest Gump* von Robert Zemeckis aus dem Jahr 1994 stimmte sie auf ihr Thema ein: „Das Leben ist wie eine Schachtel Pralinen...“, inzwischen zu einer Lebensweisheit geworden.

Filme geben bewegte und bewegende Bilder, zu denen sich Zuschauende auch existentiell und ganz persönlich in Beziehung setzen können. Kino sei eben wie Kirche „eine große Erzählgemeinschaft“, eben auch mit kraftvollen Überlebensbildern, die durch Wiederholung gewinnen. Das sei freilich kein Thema für die Filmwissenschaft, denn – bei aller Vielfalt filmischer Genres – ein Genre „Hoffnungsbilder“ oder Überlebensbilder gebe es eben nicht. Dabei kenne man Filmszenen, die Menschen über Raum und Zeit hinweg so berühren, dass sie zu Millionen und über kulturelle Grenzen hinweg immer wieder bestimmte Filme sehen; vordergründig, um sich zu unterhalten, aber beim Unterhalten gehe es eben auch um Gehaltenwerden, also um das „bigger than life“, um Sehnsucht in der Traumfabrik, um zu finden, „was dem Leben“ dient. Ihm gehe es, so der finnische Regisseur Kaurismäki, darum, dass die Menschen glücklicher aus dem Kino herauskämen, als sie hineingegangen sind.

Und so zeigte die Referentin Szenen aus so genannten Kultfilmen. Kultfilme nämlich zeichnen sich dadurch aus, dass man sich selbst und sein Lebensgefühl darin wiederfindet.

Zuerst also zu „Casablanca“ (Michel Curtiz, 1942), in dem – mitten im Krieg – mitzuerleben ist, wie Kraft der Gemeinschaft und des Singens, Solidarität und Freiheit der Entscheidung möglich sind.

Im zweiten Kultfilm „Forrest Gump“ findet die Referentin Staunen über Schönheit, über Kraft der Liebe, über Teilen von Erinnerung und Erleben des Schöpfungswunders; eine hintergründige „Güte und Barmherzigkeit“, eine Lebensreise, die von einer Parkbank aus erzählt wird. Und selbst zu Vietnam fallen Forrest auf die Frage seiner todkranken Freundin nach dem Vietnamkrieg die Natur und das wunderbare Abendlicht ein: „Ich wußte dort nie, wo der Himmel aufhört und die Erde anfängt.“

Nach den beiden Klassikern zunächst der Film „Eine größere Welt“ (Originaltitel: *Un monde plus grand*). Diese französisch-belgische Filmgeschichte von Fabienne Berthaud aus dem Jahr 2019 mit Cécile de France in der Hauptrolle sei verbunden mit Naturbildern von „Entgrenzung, Lebensenergie und Geschöpflichkeit“. Man könnte den Film als Seismographen bezeichnen, um sich aus Erstarrung und Ohnmacht zu lösen, denn die Protagonistin Corine entdeckt eine andere Welt,

nachdem sie in der Mongolei während eines schamanischen Rituals in Trance gefallen war. Das Erlebte lässt sie nicht mehr los. Und so fliegt sie wieder in die Mongolei, um das Handwerk des Schamanismus zu erlernen, und dabei sehe sie etwas Besonderes, eine Wildpferdeherde, Leben inmitten von Leben, das Leben will. Wie so ein Leben gelingen kann, zeige der Film „Körper und Seele“, der ausgerechnet in einem Schlachthof mit zwei versehrten und liebenden Protagonisten spielt. Man erlebe die Kraft der inneren Verbindung und frage sich, welchen Bildern und welcher Lebensenergie kann man trauen? Gibt es so etwas wie Momente der Aufhebung von Entfremdung als Weg zum Leben?

Am Beispiel von Aki Kaurismäki (Der Mann ohne Vergangenheit, 2002), Margarethe von Trotta (Auf der Suche nach Ingmar Bergmann, 2018) und Volker Schlöndorff (Der Waldmacher, 2021) findet die Referentin Bilder von Überleben und menschlichem Vertrauen: Ein „Wurzelwerk verborgenen Lebens“, wie der „Waldmacher“ Tony Rinaudo im Film sagt: Good News as God News?

Es gibt so etwas, wie eine „transzendenzerschließende Kraft der Freundschaft“, so der Theologe **Joachim Negel (Freiburg)** in seinem Vortrag mit dem bei C.G. Jung entlehnten Titel: „Entscheidend ist, dass du auf Unendliches bezogen bist“. Freundschaft konkretisierte er in fünf Dimensionen: Freundschaft als Nachreligion, als Resonanzgeschehen, als Spannung von Freiheit und Bindung, Intimität und Distanz, schließlich – darin zeigte sich der Theologe – Freundschaft verstanden als ein analoges Geschehen zu dem, was die Theologie mit „Trinität“ meint, bezogen auf „Unendliches“ als einer Wirklichkeit, „die der Mensch nicht selber herbeirufen kann.“

Nachreligiös besungen, fand der Theologe „Freundschaft“ in zwei Songs der 70er Jahre. Einmal: „Bridge over troubled water“ (Paul Simon, 1970) („Wenn du erschöpft bist und dich klein fühlst... wenn die Zeiten rauh werden... bin ich an deiner Seite etc.) und „You`ve got a friend“ (Carol King, 1970). Kontext dieser Songs seien Vietnamkrieg und Studentenunruhen gewesen, sozusagen „zarte, engelsgleiche Gegengesänge“, nicht ohne Psalmen und Jesajatexte (Tröste) und Bachsche Passionsmusik im Hintergrund zu haben. Sie seien nunmehr „säkular“, denn die Tröstenden sind nun wir (Ich) und nicht die göttliche Seite (Du), gleichwohl würden diese Lieder ihren religiösen Hintergrund nicht los werden. Das Freundschaftsversprechen sei religiös überhöht, aber welcher Mensch kann schon immer da sein, wenn man ihn braucht, fragte der Theologe. Diese

Lieder bildeten die merkwürdige Diskrepanz ab zwischen einer religiös aufgeladenen Sehnsucht nach Freundschaft und zugleich zeigten sie ein Bewusstsein davon, dass Menschen damit „heillos überfordert sind“. Die Emphase dieser Lieder sei aus der Not dieser Generation damals geboren. In Zeiten, in denen Familienstrukturen zerbrechen und man sich fragt, ob man die überhaupt noch wolle, wachse das Bedürfnis nach fraglos freundschaftlicher Geborgenheit bei gleichzeitig hymnisch beschworener Verteidigung frei gewählter Beziehungen. Man sehnt sich nach Nähe und könne die doch nur begrenzt ertragen.

Wodurch sich Freundschaften auszeichnen, beschrieb der Referent zunächst mit einem „Umweg“ über die Griechen und Römer. Die unterschieden zwischen einer nützlichen (Geschäftsfreund), einer erfreulichen lustvollen (Vereinskamerad) und einer Freundschaft um ihrer selbst willen (Freund als zweites Ich). Die sei als geschenkte so etwas wie Gleichklang der Herzen, gemeinsame Interessen, Zusammenstehen in Freude und Not, und gegenseitiges Teilhaben (esse cum pane – der Kumpan; Gegenteil: „Eigenbrötler“). Mit dem Soziologen Hartmut Rosa: „Bringt man zwei Stimmgabeln in physische Nähe zueinander und schlägt eine davon an, so ertönt die andere als Resonanzeffekt mit“. So wäre Welt- und Selbstbeziehung des Einklangs möglich. Dabei erhelle sich für einen die Welt, man sei angerührt wie von einer Stimmgabel.

Und das bedeute, Freundschaft sei Spannung von Freiheit und Bindung, Intimität und Nähe zugleich: „Je mehr ich mich einem Menschen freundschaftlich nähere, je besser ich ihn kennen lerne, umso mehr werde ich gewahr, wie sehr er im Verhältnis zu mir ein anderer ist und ich ein anderer im Verhältnis zu ihm“. Aus dem ein-ander könne ein „Wir“ erwachsen – in Respekt, ein behutsames einander Zugetan sein, wechselseitig gewährte Hut, Hege, Freiheit. Und das wirke ansteckend wie im Song von Reinhard Mey: „Gute Nacht Freunde, habt Dank für die Freiheit,/ Die als steter Gast bei euch wohnt/Habt Dank, dass ihr nie fragt, was es bringt, ob es lohnt/Vielleicht liegt es daran, dass man von draußen meint,/Dass in euren Fenstern das Licht wärmer scheint.“ Oder mit Hegel: „Das wahre Wesen der Liebe besteht darin, das Bewusstsein seiner selbst aufzugeben, sich in einem anderen Selbst zu vergessen, doch in diesem Vergehen sich erst selber zu haben und zu besitzen“ (Vorlesungen über die Ästhetik).

An dieser Stelle wollte der Theologe das Urbild gelingender Freundschaft ausgerechnet im Bild der Trinität finden als einer Beziehung von Freiheit und Bindung, Intimität und Distanz. Mit Simone Weil: „Die reine Freundschaft ist ein Bild der ursprüng-

lichen und vollkommenen, wie sie die Trinität eignet und wie sie das innerste Wesen Gottes ausmacht. Ohne die Gegenwart Gottes in jeden von beiden ist es unmöglich, dass zwei menschliche Wesen eines sind und dennoch auf das gewissenhaftesten trennenden Abstand zwischen sich einhalten. Der Schnittpunkt der Parallelen liegt im Unendlichen“. Paradox gesagt: Je enger die drei sind, desto mehr erscheint ihre gegenseitige Unterscheidung. Das sei „endlich einmal eine gelungene Beziehung“, meinte der Referent und las abschließend zum besseren Verständnis dieser Analogie von Freundschaft und Trinität Konrad Ferdinand Meyers Utopie gelingenden Lebens in seinem Brunnengedicht: „Aufsteigt der Strahl und fallend gießt/Er voll der Marmorschale Rund,/Die, sich verschleiernd, überfließ/In einer zweiten Schale Grund;/Die zweite gibt, sie wird zu reich,/Der dritten wallend ihre Flut,/Und jede nimmt und gibt zugleich/Und strömt und ruht.“

Die Psychotherapeutin **Eva Pattis Zoja (Mailand)**, die nun wahrhaft Bilder vom Überleben inszeniert mit ihrer transkulturellen expressiven Sandkastenarbeit und Träumen in Klassenzimmern, ist mit C.G. Jung einig, dass die „Psyche ein System mit Selbstregulierung“ ist, so auch ihr Thema. Voraussetzung ihrer Arbeit sei Anerkennen, wie die Dinge wirklich sind oder mit C.G. Jung: „Immer geht es um das Problem, die Patienten aus ihrer irrealen Welt... auf die Erde zu bringen“.

Wie geht das? Wie ermöglicht man, sich dem Unbewussten zuzuwenden und der Selbstregulierung der Psyche eine Chance zu geben und unter welchen Bedingungen?

Zwei Projekte stellt sie vor. Einmal das in einer apulischen Grundschule entstandene „Traumbuch“. Zum anderen die expressive Sandkastenarbeit, die mit vielen Kolleginnen und Kollegen vor Ort transkulturell in Afrika, China oder in der Ukraine entwickelt wird.

Zunächst nach Apulien: In einer Grundschule dort erzählten 130 Kinder ihre Träume innerhalb des Schulunterrichts. Und die Lehrer hörten ihnen zu.

Neben Peter Handke sei vor allem Charlotte Beradts „Das dritte Reich des Traums“ für ihr Projekt leitend gewesen. Wir wissen heute viel darüber, was der Totalitarismus im Individuum anrichtet, wie er das Empfinden von Autonomie auflöst und aus der Isolation unzähliger Einzelner eine anonyme und formbare Masse konstituiert. Deutlich weniger aber wissen wir darüber, wie die Diktaturen des 20. Jahrhunderts auf das träumende Subjekt einwirkten.

Anders als der psychoanalytischen Traumdeutung geht es der Berliner Journalistin, die 1939 ins New Yorker Exil floh, nicht darum, was die Träume über das individuelle Subjekt aussagen. Vielmehr betont Beradt die Tatsache, dass in solchen Systemen Träume unterdrückt würden und damit ihre regulierende Funktion verlören. Wir hätte heute zwar bei uns kein autoritäres Regime, betonte die Referentin, aber es gebe heute die „Invasion von Bildschirmen ins Kinderzimmer“. Die verhindern, dass Kinder sich ihrer spontanen Traumbilder überhaupt erinnern, von virtuellen Bildern sozusagen überflutet. Später belegt die Referentin, dass bei Kindern, die sich ihrer Träume gar nicht erinnerten, ein von ihnen gezeichneter Bildschirm in ihrem Kinderzimmer steht.

In Apulien nun gab es die Traumstunde einmal in der Woche von der zweiten bis zur vierten Klasse. Und das ging so: Die Kinder zeichneten die Träume oder schrieben sie auf oder sie konnten sie der Lehrerin leise ins Ohr flüstern. Ihre Zeichnungen und Texte blieben in der Schule verwahrt. Die Kinder konnten jedoch ihre Texte immer wieder einsehen. Erst nach Abschluss des vierten Schuljahres bekam jedes Kind drei dicke Ordner („Mein Nächtebuch“), je einen fürs Schuljahr, mit nach Hause. Die Kinder nannten diese Ordner liebevoll ihre „Schatztruhen“.

Die Lehrer haben diese Träume keinesfalls kommentiert, korrigiert oder ergänzt. Sie sagen höchstens: „Danke für Deinen Traum“; für die Kinder ein „Raum innerer Freiheit“, so Eva Pattis Zoja.

An Beispielen von Träumen der Freude, der Angst, der Trauer, der Verlassenheit, der Verletzungen und an Beziehungsträumen mit Geschwistern „bearbeiten“ diese Kinder selber ihre Traumata, ihre Trauer, ihre Bindungsprobleme, aber eben auch ihr Glückserleben. Wie die Träume zu verstehen seien, ob real, symbolisch oder metaphorisch, sei nicht relevant. Aber offenbar verbesserten sich bei allen Schülern, so ein Ergebnis, ihre sprachlichen Kompetenzen. Sie fühlten sich respektiert und respektierten in der Folge sich auch gegenseitig, eine weitere Bindungserfahrung.

In Situationen sozialer Not lässt sich das zweite Projekt, die „expressive Sandarbeit“ (so auch ein Buchtitel der Referentin), mit erstaunlichen Ergebnissen besonders gut an. Auf der Grundlage von Margareth Lowenfeld (1890–1973) und Dora Kalf (1904–1990) werde jetzt in der Gruppe gearbeitet. Mit einem Betreuer, einem Sandkasten und kulturell relevanten Miniaturfiguren kann jedes Kind selbst gestalten. Es handelt sich also um spontane Gestaltung unbewusster Regungen im Sinn der Selbstregulierung der Psyche. Es ist keine verbale

Methode, doch sandten die Kinder mit Hilfe ihrer Gestaltung „ganz konkrete Hilferufe“ aus. An vielen Sandkastenbildern, zum Beispiel aus Südafrika (mit lokalen Betreuern), wurde deutlich, dass diese Gestaltungen als Überlebensbilder gelten können, weil die Kinder spontan alles darstellen, was in „ihrem Leben wirklich ist“. Der Sandkasten also, so die Referentin, ist ein Ort, „wo Unausprechliches geteilt werden kann.“

Vier Bedingungen für die psychische Selbstregulation hätten sich im Laufe der Jahre herauskristallisiert: 1. Ein freier und geschützter Gestaltungsraum, 2. eine feinfühlende Begleitperson, 3. eine Gruppe (weil eine Gruppe den Prozess verflüssigt wie ein alchemistisches Gefäß) und 4. Kontinuität in der Zeit. Für die BegleiterInnen gelte: Sitzen, Zuhören, Bezeugen. Weil die Kinder Schrecken teilen können (z.B. beim Erleben von Erdbeben, bei dem die Eltern gestorben sind), entstehe bei ihnen so etwas wie Resilienz, die konkret sehr verschieden aussieht, wie die Bilder bezeugen, die Eva Pattis Zoja zeigen konnte, bis hin zum Darstellen von miterlebtem Morden in der Familie. Und als sie am Ende von der Sandarbeit mit ukrainischen Kollegen und Kindern berichtet, braucht Eva Pattis Zoja eine Pause, so sehr erschüttert sie, was sie gesehen und gehört hat, denn die Sandbilder der ukrainischen Kinder „zeigen, wie die Dinge sind“. Sie beschließt ihr Referat mit der Stimme eines Jungen nach diesem Projekt: „Wenn ich groß bin, möchte ich auch Sanddokter werden“.

Marina Weisband (Münster), die nächste Referentin, erzählte von ihrem Projekt, wie Schüler wirklich teilhaben können an dem, was sie lernen: „Selbstwirksamkeit, Kunst und Menschlichkeit – wie wir Krieg überleben“, so ihr Thema. Biographisches gehört eng zu ihrer Arbeit. Sie ist eineinhalb Jahre nach der Tschernobyl-Katastrophe in Kiew geboren, konnte nicht nach Lindau anreisen, da sie unter großer Belastungsintoleranz leidet (ME/CFS). Ihre Kindheit war geprägt von der Präsenz der Katastrophe. Die Mutter wickelte das Kind, so berichtet sie, in feuchte Tücher, wischte in der Wohnung ständig Staub: „Ich wusste, dass ich sterben würde“, sagt sie zu Beginn. Und: „Ich bin gewohnt zu kämpfen, obwohl ich niemals ganz gesund gewesen bin. In meinem jetzigen Alltag muss ich sehr Haus halten mit meiner Energie, muss Prioritäten setzen wie: Entweder im Supermarkt einkaufen gehen oder mit meiner Tochter spielen.“

Woher nimmt sie Ihre Kraft? Antwort: „Ich versuche meine Umgebung schön zu gestalten!“ (Sie zeigt per Video ein Foto ihres „Bettstudios“, in dem sie arbeitet, wenn sie nicht aufstehen kann). Das sei „Trauerarbeit, die man leisten muss, wenn man

nicht mehr Tango tanzen kann“. Und: „Da, wo ich herkomme, wird das Selbstwertgefühl systematisch unterdrückt und dann sucht man seinen Wert in etwas, das einen umfängt und größer ist, und wo unser Leid etwas wert ist!“

Aber seit 2004 sei in der Ukraine etwas passiert: Man organisierte sich plötzlich selbst (Tradition des Kosakentums), eine Wende, übrigens nicht nur in der Ukraine. Solcher Wunsch nach Selbstbestimmung und Freiheit habe ansteckend gewirkt.

Dieser Krieg sei inzwischen ein Krieg um Menschlichkeit geworden. Man begegne ihm sogar mit Humor und Kunst und gemeinsamem Gesang im U-Bahnschacht und „subversiver Stickerei“, weil man „zustechen“ kann, und bleibe doch unendlich verwundbar. Je länger dieser Krieg dauere, desto mehr werde diese Form von verbliebener Menschlichkeit beschnitten.

„Ich jedenfalls schätze“, sagte sie, „seit meiner Ankunft und politischen Arbeit hier die Demokratie, die auch die Ukraine selber so gern weiter entwickeln würde, um eben nicht im autoritären Regime leben zu müssen.“ Sie habe den Eindruck, dass diese Demokratie auch hier bedroht sei durch Desinformation, internationale autoritäre Bewegungen, Abhängigkeit von Wachstum, Klimakatastrophe und Desillusionierung.

Sie arbeite seit acht Jahren unter dem Eindruck ihrer Geschichte mit Jugendlichen und höre häufig: „Warum sollen wir uns beteiligen, die Lehrer machen doch eh, was sie wollen.“ Solche Sätze seien Nährboden für Populismus. Sie nehme so etwas wie „erlernte Hilflosigkeit“ wahr und die stoße jetzt auf die neue Kulturtechnik der Digitalisierung. Diese Technik könne die Welt demokratischer, aber auch weniger demokratisch machen, je nachdem wieviel Verantwortung die NutzerInnen tragen. Verantwortung aber könne nur lernen, wer Verantwortung trägt. Man müsse sie aber auch „erlauben“. Denn der „erlernten Hilflosigkeit“ begegnet man als Gegenpol mit Selbstwirksamkeit: „Ich kann meine Umwelt verändern, wenn ich etwas dafür tue“ und die Orte für die Selbstwirksamkeit aufsuche: Umwelt, Schule, zu Hause, Kommune oder im Verein.

Als praktisches Beispiel gelebter Demokratie, in der man sich dauerhaft und selbstwirksam beteiligen kann, stellte Marina Weisband gegen Schluss ihres Referats ihr Projekt „aula“ vor. Das geschehe online und auch persönlich begleitet im Unterricht: In der „aula-App“ können dann Jugendliche Ideen posten, diskutieren und abstimmen. Diese App gebe zugleich didaktisches Material und Beratung für die Schülerinnen und Schüler. Diese gehen eine gewisse Verbindlichkeit ein, indem sie per Vertrag mit der Schulkonferenz verbindliche Regeln abstimmen. Solche Arbeit mache sie sehr optimistisch, weil sie SchülerInnen

und auch LehrerInnen in gemeinsames und verantwortliches demokratisches Handeln einstimme.

Einer der „wichtigsten Wegbereiter der Traumatherapie in Deutschland“, so Konstantin Rößler in seiner Anmoderation zu **Ulrich Sachsse (Rosdorf)**, der von der „Arbeit an Traumafolgestörungen“ sprach. Das Trauma habe meist vier Dimensionen, archaische Dimensionen, gesellschaftliche, juristische Implikationen und psychotherapeutische Folgen.

Um mit dem Archaischen zu beginnen: Bereits Homers Ilias schildere den Kulturverlust im Trojanischen Krieg als post-traumatische Belastungsstörung (PTBS), weil Achill sämtliche Kriegsregeln gebrochen hatte. Trauma also spalte, polarisiere und radikalisiere auf dieser archaischen Ebene, weil das Böse gesiegt und die Macht hat und weil das Gute untergegangen ist. Es hat sich als zu schwach erwiesen. Das ist unerträglich und rufe nach Wiedergutmachung, denn „Das Gute muss siegen“. Der Referent exemplifizierte dies archaische „Lösungsmuster“ anhand der Batman Filme, in denen der gute Held als moralischer Rächer besser als der böse Täter sein muss, ohne so zu werden wie der Täter.

Viele Kulturen seien dem Prinzip der Blutrache gefolgt. Das bekannte „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ habe die willkürliche Unbegrenztheit der Rache zu begrenzen gesucht, damit nicht mehr vergolten wird, als verbrochen wurde. Denn bei der Rache habe sich die Vergeltungsspirale immer weitergedreht. Deswegen hätten moderne Gesellschaften das Prinzip Rache durch das Prinzip Recht abgelöst.

Das neurobiologische Problem sei nur, dass für das Gehirn Rache und Strafe „geil“ sei. Denn Bestrafung fördere die Kooperation der Gleichgesinnten und fühle sich „so richtig gut an“. Sie aktiviere freudig erregte Zustände im Gehirn.

Gegenwärtige gesellschaftliche Kontroversen um das Trauma drehen sich – nach Wahrnehmung von Ulrich Sachsse – heute um den „Missbrauch mit dem Missbrauch“, mit verallgemeinernden Slogans wie: „Jeder Mann ein Kinderschänder“. Eine zweite Frage sei: Inwieweit kann man Opfern vertrauen? Lügen auch Opfer? Antwort: Leider! Man sollte sich, so der Referent, überhaupt von der Vorstellung verabschieden, dass man in Therapien die Wahrheit entdecke. Wir konstruieren mehr als wir denken. Dann die Abwägungsfrage: Soll man immer oder nie anzeigen? Es sei jedenfalls, gab Sachsse zu bedenken, gesellschaftlich ein „Unding“, wenn die juristische Tatverfolgung potentiell schädlicher ist als die Tat. Dazu gehöre auch die Frage des „Outings“, also zu sagen: „Ich bin Opfer“, ohne

die (medialen) Folgen im Blick zu haben, die einen dann noch einmal zum Opfer machen können (Beispiel Natascha Kampusch). Ein weiterer Irrtum sei die Annahme, dass Opfer stets die besseren Menschen sind, die durch das Trauma „geadelt“ seien (Beispiel: die Friedenspreisträgerin von 1991 Aung an Suu Kyi in Myanmar). Zitat: „Opfer sind schwächer als Täter, aber nicht immer moralisch besser als Täter“.

Obwohl der Begriff „Trauma“ heute inflationär verwendet wird, habe es im Kern immer mit Sinnverlust bei den Betroffenen zu tun; besonders, wenn Wiedergutmachung unmöglich wird. Dann entstehen Ohnmacht, Scheitern und Niederlage. Und für Ohnmacht gebe es „kein biologisches Stressprogramm“. Man könne Wiedergutmachung auch nicht einfach einfordern, „aber wenn keine Wiedergutmachung erfolgt, droht Verbitterung.“

Zusammengefasst: Trauma ist eine grobe Verletzung zentraler Grundannahmen und Grundvorstellungen, Gerechtigkeit empfinden, Leben und Welt sind verletzt, auch Verlässlichkeit. Man verliert das Vertrauen zu sich selbst, ist sich seiner Sache nicht mehr gewiss und verliere so etwas wie die „Sinnhaftigkeit des Lebens“.

An dieser Stelle führte Ulrich Sachsse die „Religion als evolutionären Vorteil“ an im Umgang mit Schicksalsschlägen, denn Religion sei „hoffnungs- und sinnstiftend“. Zentral stehe für ihn die Legende von Hiob, weil die ums Trauma zentriert sei.

Zuerst: Unrecht und Trauma treffen dort Vorbildliche und Unschuldige (Gerechte). Es gibt demnach Ungerechtigkeit. Frage also: Was für ein Gottesbild steht dahinter? Ist Gott fair? Antwort Sachsse: Nein, jedenfalls nicht individuell. Aber Hiob knicke nicht ein! Er erzwingt göttliche Antwort. Und die jedoch, so die Pointe des Referenten, nötige ihn zur „radikalen Akzeptanz“ einer (wenn auch ungerechten) Wirklichkeit. Hinter diese göttliche Antwort könne die Traumatherapie nicht zurückgehen: „Ich glaube, dass wir unsere Patienten und uns selber, wenn wir mit Traumata arbeiten, nicht helfen können, wenn wir in irgendeiner Form nicht diese radikale Akzeptanz zu dieser existentiellen Frage erreicht haben; und statt dessen immer noch irgendwo nach letzter Gerechtigkeit suchen.“

Also ein Plädoyer für Schicksalsannahme? Er wisse um die Gefahr solcher Annahme in Fatalismus und Passivität. In menschlichen Kriterien sei Gott ein schuldiger Gott und sei es eine transgenerationale oder eine Schuld aus einem früheren Leben. Im Kern jedoch gehe es immer um radikale Akzeptanz: Hier gibt es ein Trauma! Das bedeute nicht: Ich bin einverstanden oder unterwerfe mich. „Radikale Akzeptanz bedeutet: ich nehme wahr.“

Am Schluss in Andeutung von Lösung bezog sich Ulrich Sachsse ausführlich auf die „weisheitsaktivierende Psychotherapie“ (Michael Linden) und empfahl sie als zu beachtende Kompetenzen: Fähigkeit zum Perspektivwechsel, Empathie-Fähigkeit, Gefühlswahrnehmung und -akzeptanz, auch Fakten- und Problemlösewissen gehörten dazu, zudem seien die Zusammenhänge (Kontexte) mit zu beachten, eine gewisse Toleranz zu erarbeiten gegenüber Ungewissheiten, die Fähigkeit, sich von sich selbst distanzieren zu können und seine eigenen Ansprüche zu relativieren. Man brauche Humor (totalitäre Herrscher sind humorlos), ohne zu bagatellisieren und man versuche ein Leben in „Paradoxietoleranz“ zu führen. Es sei eben nicht alles zu lösen (Zitat einer Patientin von ihm: „Er war ein Schwein und ich habe ihn sehr geliebt“). Sein überraschendes Credo, dass sich die meisten Probleme von selber erledigen, belegte der Referent mit einem Zitat unbekannter Herkunft: „Ich hasse meine Feinde nicht. Ich setze mich mit meiner Angel an den Fluss und warte bis ihre Leichen vorbeischwimmen.“

Kristina Schellinski (Genf) sprach unter dem Thema „Auf Spuren-Suche nach dem ur-eigenen Leben“ über „Ersatzkinder“, also über Kinder, die irgendwie andere Familienmitglieder ersetzen. Sie seien Menschen, die eine zu frühe Todeserfahrung gemacht haben. Bei ihr war es lebensgeschichtlich ein Zitat aus der Genesis, welches sie, die selber ein „Ersatzkind“ ist, auf die Themenspur gebracht hat. „Horch, das Blut deines Bruders schreit zu mir“ (Genesis 4). Sie habe sich lange schuldig gefühlt. Ein Ersatzkind leide, weil es nicht das eigene Leben lebt.

Ersatzkind, so definierte die Referentin zu Beginn, ist, wer nach dem Tod eines anderen Kindes geboren ist und wer – in einem realen Sinne – dessen Platz oder Rolle im Leben einnimmt (nach Henry Abramovitch, Tel Aviv). Strikt definiert wird ein Ersatzkind „gezeugt“, um ein anderes „verlorenes“ Kind zu „ersetzen“. Manchmal geschieht das aber mehr oder minder unbewusst, das eine ist nicht mehr, das andere nimmt den Platz... und manchmal wird Ersatzkind, wer später, viel später, ein Geschwister verliert und dann dessen Rolle sozusagen übernimmt. Ersatz verweise auf den Versuch, einen Verlust zum Nichtgeschehen zu machen.

Die psychoanalytische Forschung über das Ersatzkind habe übrigens mit den Holocaust-Studien in den USA nach dem 2. Weltkrieg begonnen. Man entdeckte, dass die Überlebenden und insbesondere Kinder, die ganze Familien, ganze Stammbäume ersetzen mussten, an besonderen Schuldgefühlen litten,

der sogenannten survivor's guilt, also Schuldgefühlen, selbst überlebt zu haben, während andere sterben mussten. 1964 erschien der erste Aufsatz von Albert und Barbara Cain (USA) zum Thema Ersatzkind, mit dem Titel: „On Replacing a Child“. Sie fanden, dass diese Kinder, also Ersatzkinder, die in eine Familienatmosphäre voll Depression und Trauer geboren wurden, dass dort das tote Kind in einer „Hyper-Idealisierung“ weiterlebte. Die Beziehung der Eltern zum Ersatzkind war überlagert durch das Bild des verlorenen Kindes, wörtlich übersetzt, erstickte diese Überlagerung das neugeborene Kind. Maurice Porot, Professor der Psychiatrie an der Universität von Clermont-Ferrand in Frankreich („L'enfant de remplacement“, 1993) schreibt, die Funktion des Ersatzkindes sei es, die Eltern über den Tod des Kindes hinwegzuträsten. Das Ersatzkind habe die Rolle, einen Toten zu ersetzen, mit dem Ergebnis, dass das eigene Leben mit der Verneinung der Identität beginnt.

So habe zum Beispiel Anni Ernaux (die Nobelpreisträgerin) erst mit siebzig Jahren ihr Buch „Das andere Mädchen“ schreiben können. Sie war Ersatzkind für ihre Schwester. Die sei in der „Präsenz ihrer Abwesenheit“ lebenslang um sie herum gewesen: „Ich lebe nur, weil du gestorben bist“. Dies Gefühl sei die tiefste Verletzung für die Schriftstellerin gewesen. Aber Kristina Schellinski fügte gleich hinzu: Vielleicht liegt in dieser Verletzung bereits auch der Ansatz zur Heilung, nämlich selber Künstlerin zu werden und kreativ zu schreiben und zu benennen.

Zur Diagnose nannte die Referentin vier Grundelemente: Ein Ersatzkind leide an Identitäts- und Selbstwertstörungen, an Beziehungsschwierigkeiten, an Trauer und an Schuldgefühlen.

Wie also kommt es beim Ersatzkind zu einer Identität mit dem Toten, zu dieser Art Identifizierung, die eine wahre Identität, im Sinne von Individuation, also von unverwechselbarer ureigener Persönlichkeit, quasi ausschließt? Sie könne dazu kommen aufgrund der Trauer der Mutter über den Tod eines vorverstorbenen Kindes, weil die Mutter als abwesend empfunden wird und damit die zentrale Entwicklung beim Ersatzkind stört. Anstelle der Entwicklung einer gesunden Ego-Selbst-Achse und dem darauf basierenden positiven integralen Ego (E. Neumann) fände man gegebenenfalls beim Ersatzkind eine schwere Störung der Ich-Persönlichkeit, eine Selbstwertstörung, mit Konsequenzen für die Beziehungen zu sich selbst, zu anderen und zum Transzendenten. Solche Kinder fühlten sich wie „als ob“-Persönlichkeiten mit einer großen Leere im Zentrum ihrer Persönlichkeit und sie wollen (Beispiel Salvador

Dalí und sein Bruder) – unbewusst – das tote Kind irgendwie weiter repräsentieren und am Leben erhalten.

Für das zweite Grundelement, das Bindungs- und Beziehungsproblem, zog die Referentin André Greens Buch „Die tote Mutter“ heran. Mit dem Motiv der toten Mutter beschreibe André Green nicht deren realen Tod, sondern die Erfahrung des Kindes mit einer innerlich abwesenden, trauernden, zurückgezogenen Mutter. Es empfindet die Mutter als tot. Zugleich wird es mit seinem „Ich“ in eine „tote, verlassene Welt“ gezogen und könne nur lebendig werden „um den Preis der Identifikation mit der toten Mutter“. Und „diese tote Mutter höre gar nicht mehr auf zu sterben“, so die Referentin. Spätere Beziehungen hätten darunter zu leiden, wie ein Beispiel aus ihrer Praxis und der mögliche Wachstumsprozess anschaulich belegt, ein langer Weg mit Träumen und Umweg, wie Kristina Schellinski am Beispiel von Johanna Glaser darstellt: „Ich habe mich immer fragil gefühlt“, schreibt Johanna Glaser, „aber da war etwas, was mich in der Mitte gehalten hat“ (in ihrem Buch „Federn haben eine starke Mitte“).

Zur Trauer zog die Referentin das Beispiel Vincent Willem van Gogh heran. Van Gogh sei ein Ersatzkind gewesen und „seine Lebensgeschichte ist die von drei Vincents.“ Vincent Willem van Gogh II wurde am 30. März 1853 im Groot-Zundert, in Holland, geboren und als Nr. 29 ins Geburtenregister eingetragen. Er ist am selben Tag, aber genau ein Jahr später geboren als sein Bruder Vincent Willem I, der am 30. März 1852 tot geboren worden war. Auch er war Nr. 29 im Geburtenregister. In seiner Kindheit ging Vincent II täglich am Grab von Vincent I vorbei, mit den Geburts- und Todesdaten und seinem Namen. Es stand darauf zu lesen: „Lasset die Kinder zu mir kommen“. (Lukas, 18,16) Van Gogh fühlte sich unwillkommen unter den Lebenden. „Ich werde immer nur zweiter sein“ schrieb er und verglich sich ständig mit der idealisierten Präsenz des absenten toten Bruders. Und auch sein Erfolg war paradoxerweise ein Angriff auf den fantasierten Ruf des toten Bruders. Vincent liebte seinen vier Jahr jüngeren Bruder Theo sehr, er hatte eine „symbiotische“ (Porot) Beziehung zu ihm und konnte es kaum ertragen, als dieser Jo Bonger heiratete. Als Theo ihm dann die Geburt seines Sohnes am 31. Januar 1890 mitteilte, genannt Vincent Willem – jetzt also schon Vincent Willem der III. und dies mit den Worten: „Wer weiß, vielleicht wird mein Sohn einmal berühmt“ – da erlitt „unser“, der inzwischen weltberühmte van Gogh, eine psychotische Episode. Sechs Monate später schoss sich Vincent Willem II van Gogh in die Brust, am 27. Juli. Er lebte noch zwei Tage und starb am 29. Juli. Er war Nummer 29 im Geburtenregister.

Schließlich, als viertes Grundelement, „Schuld“ mit der Frage: Warum lebe ich, nicht der Andere (Überlebensschuld), oder „ich bin verantwortlich für den Tod“ (introjierte Schuld), und „ich werde ständig verglichen“ (narzisstische Schuld) und ich habe mich selbst nicht genug verwirklicht. Zusammengefasst mit einem Zitat der Literaturwissenschaftlerin Gabriele Schwab: „Ich habe mich immer schuldig gefühlt, weil ich mein Leben dem Tod meines Bruders verdanke, der im Krieg umgekommen ist“.

Lösungen? „Die Hoffnung auf Befreiung vom Leid des Ersatzkindes liegt in der Entdeckung des Selbst“, so die Schweizer Jungianerin, „mit der die Seele das eigene Leben rekreiert.“ Sie setzte also auf das, was C.G. Jung Individuationsweg nennt. Übrigens: C.G. Jung, von dem diese Bilder des Selbst stammen, war selber ein Ersatzkind, habe aber über die toten Geschwister niemals geschrieben! Er habe aber immer gewusst, „dass ich Zwei war...Persönlichkeit Nr. 1 der Schuljunge von 1890 und der ‚Andere‘, der Gott als heimliches, persönliches und zugleich überpersönliches Geheimnis kannte“.

Es ist nun aber nicht so, fügt sie einschränkend hinzu, dass jedes Kind, das nach dem Tod eines Geschwisters oder eines anderen Familienmitgliedes geboren wurde, ein Ersatzkind wäre. In vielen Situationen wird die Geburt eines Kindes gefeiert und das Kind kann bedingungslos und ohne Projektionen aufwachsen, insbesondere dann, wenn die verstorbene Person betrauert werden konnte. Dem Thema Trauern widmet die Autorin ein eigenes Kapitel, so wichtig ist ihr das Durcharbeiten vor einer neuen Schwangerschaft. Das betreffe, so Schellinski, nicht nur die Mutter, sondern auch den Vater, Geschwister, Großeltern und andere Verwandte. Immer wieder zitiert sie in diesem Zusammenhang das amerikanische Autorenpaar Albert und Barbara Cain, die bereits in den 1960er Jahren ein Standardwerk über dieses Thema schrieben.

Zusammenfassend: Das Ersatzkind ist dann mit einer komplexen Situation konfrontiert, wenn Eltern versuchen, einen Verlust durch eine Geburt zu überwinden oder wenn sie in einem gefrorenen Trauerprozess eingeschlossen bleiben. Das Ersatzkind stellt dann fest, dass es ein konfliktreiches Leben im Schatten eines anderen Menschen führt und aufgrund der auferlegten Bindung an die oder den Verstorbenen keine eigene Identität herausbilden kann. Ein Ersatzkind fühlt sich im Vergleich zu einem idealisierten toten Geschwister nie „gut genug“, es leidet an existenzieller Unsicherheit und Identitätsproblemen, Schuldgefühlen, festsitzendem Kummer und Beziehungsproblemen. Es kann Dinge nicht ansprechen, weil sie in der Familie tabuisiert werden, Gefühle gegenüber verschiedenen Familienmitgliedern

und die entsprechende Verbalisierung werden verhindert und verdrängt.

Der Biologe und Naturphilosoph **Andreas Weber (Berlin)** fuhr fort mit seinem Thema „Lebendigkeit ist Resilienz“. Damit deutete er bereits an, dass alle Lebewesen – allein durch die Art ihres Existierens – Bedeutungen haben. Sie erschließen sich dem aufmerksamen Blick. Sie sind lebendig. Denn Lebendigkeit, so der Referent, „bildet unseren Standpunkt in der Welt“, Kern des Erlebens. Zugleich sei Lebendigkeit das, was uns übersteigt. Wir teilen sie mit allem, was lebt und sie sei unzerstörbar. Sie ist resilient. Und darum – in seltsamer Umkehrung – „Frage an das Meer, was es von mir weiß“. Weber möchte also jenseits der normalen Alltagserfahrung, sich selbst und die Welt aus der Sicht des Meeres wahrnehmen, sozusagen mit einer Umkehrung des Blicks. Er blicke, so der Referent, „nicht mehr aus meinen Augen“, sondern zerrinne in jenem wellenumwogten Rauschen der Meereswellen. Er nimmt die Welt als Meer wahr. Darum also sei die Natur so essentiell. Sie wartet darauf, dass ich mit ihren Augen auf mich selbst schaue.

Warum auf das Meer lauschen? Wenn wir weghören, so Weber, erfahren wir tatsächlich das Wichtigste nicht. Wir bleiben taub dafür, dass in dieser Welt alles auf Gegenseitigkeit beruht. Sie ist das Prinzip ökologischer Existenz. Nur weil andere existieren, kann der Einzelne sein. Nur weil Pflanzen Sauerstoff ausatmen, atmen wir ein. Nur weil Hummeln sie bestäuben, blühen die Blumen. Nur weil sich am Berg Wolken bilden, regnet es. Mit solcher „Kehre“ gehe einher, der Lust zugehörig, also Materie zu sein. Denn „das Meer ist unser flüssiger Körper in anderer Form. Es ist Erweiterung unserer Physis und damit ist es auch eine Erweiterung unserer Psyche.“

Und weiter: „Das Leben wurde im Meer geboren. In unseren Tränen schmeckten wir das Meer. Und umgekehrt: Das Meer erfährt in uns seiner innere Seite. Wir schmecken unser salziges Selbst auf den Lippen“.

Wir könnten, so Andreas Weber in seinem „poetischen Materialismus“, etwas über die Welt erfahren, indem wir das Netz der Verwandlungen erforschen, dessen Teil wir sind. „Angesichts des Ozeans habe ich verstanden, dass froh zu sein bedeutet, Materie in Ekstase zu sein“ (Erotische Ökologie), Erotik jedoch verstanden in einem weiten Sinn als „verkörperte Erfahrung des Auf-der-Welt-Seins“, die aus der Tiefe der Welt komme. „Psyche“ sei dann „der lebendige Kern der Welt, zu dem wir als lebender Teil der Welt einen direkten Zugang haben“. Sie sei innerhalb der Körper, als deren „andere Seite“, erfahrbar

durch Berührtsein, nicht durch Nachdenken, also Lebendigkeit, ganz im materiellen Sinn. Nichts Geistiges. Realität der Körper unter dem Aspekt ihrer existentiellen Erfahrung. Die lebendige Welt sei eine seelisch-körperliche Ganzheit. Psyche also sei „das Lebendige“. Es gebe nur Leben als fragiles „Außen“ und begehrendes „Innen“.

Der Referent also beschrieb in vielen poetischen, bildhaften und vergleichenden Wendungen die ökologische Wirklichkeit als Beziehungssystem, das Leben als eine Praxis der Liebe, Lebendigkeit als erotisches Phänomen von Berührt-Werden und Bezogenheit.

Man könnte seinen Vortrag auch als kleine „Liebesgeschichten“ bezeichnen, erotische Affären mit Ozean, Steinen, Pflanzen, Flüssen, Tieren, Menschen und Worten um durch sie zu verstehen, in welchem überwältigendem Maß das Erotische – die Sehnsucht nach einer Praxis sinnstiftenden Berührtseins in unserer verkörperten Existenz – die Wirklichkeit bestimmt. Leben dränge es nicht nach Unsterblichkeit, sondern dazu, neues Leben zu stiften. Die lebendige Wirklichkeit sei eine Praxis des Lebens, die sich verschenken will; bis hinein in die Individualität, aber nicht das „Ich“ stehe im Zentrum, sondern Beziehung und Verbundenheit.

Weber unterscheidet in seiner Naturphilosophie vier Prinzipien von beseelter Verbundenheit: das Prinzip der Berührung, das Prinzip der Freiheit, das Prinzip der Gabe und das Prinzip der Teilhabe: Um sich selbst zu besitzen, muss dieses Leben loslassen. Es muss sich erlauben, mehr als das eine zu sein in gegenseitiger Verwandlung.

Das Bild also, das Andreas Weber von der Wirklichkeit zeichnet, ist das eines zutiefst poetischen und empfindsamen Universums, eines Universums, in dem wir (menschliche Subjekte) nicht von den anderen Organismen getrennt sind, sondern gemeinsam ein Netz des Lebens bilden. Geburt und Sterben teilen wir real mit anderen Lebewesen. Wir erkennen, dass wir Teilnehmer einer Welt sind, die nicht nur aus Dingen, Sachen und Objekten besteht, sondern aus einer erfahrbaren, sich erfahrenden Innerlichkeit.

Und dann stimmt der Naturphilosoph am Schluss sein Lob aufs Leben an und das lässt sich nur im wörtlichen Zitat wiedergeben: „Das Leben als Zentralkanal der Wirklichkeit ist technisch nicht verfügbar. Drum können wir es nicht nach unserem Willen formen. Wir können nur auf seine Stimme horchen. Sobald wir uns außerhalb dieses Lebens stellen, laden wir den Tod ein, der aus dem Leben führt in eine Leere jenseits der Welt, die sich mit keinem Konsumgut füllen lässt. Leben ist Kern, nicht Eigentum und grenzenlos resilient, weil es uns nicht gehört. Das Leben

ist unsterblich. Wir mögen sterben, aber das Leben vermag es nicht. Zugleich mit seiner Unsterblichkeit ist auch sein Drang, Leben zu schenken... Dem Leben zu dienen, ist das Gegenteil von Narzissmus. Das Leben lässt sich nicht einverleiben. Die Loyalität zum Leben ist der Kern wahrer Resilienz. Sie geht nie über die Abkapselung des Ego, sondern führt immer über den Weg der Hingabe“, Akzeptanz dessen, was ist.

Das nachfolgende Gespräch, das hier ausnahmsweise erwähnt werden soll, fragte an, ob diese Form der Naturphilosophie ausreiche, wenn sie empfiehlt, die Misere auszuhalten, in „Lebendigkeit zu verwandeln“ und „Mitleid für die Schöpfung“ zu empfinden, „die es, weil sie Schöpfung ist, so schwer hat.“ Kann man wirklich, so die Anfrage, den gesamten politischen, sozialen und kulturellen Kontext konsequent ausklammern, wo doch wohl die „Natur“ des Menschen „seine Künstlichkeit“ ist und müsse man nicht auch fragen, warum und wozu die „Natur“ ein Wesen hervorgebracht hat, das sich nicht zuletzt auch mit den Mitteln des Geistes gegen sie wendet?

Den Abschluss bildete der Theologe, Bürgerrechtler und Buchautor **Ralf-Uwe Beck (Eisenach)**. Mit dem Thema „Flucht (auch die der anderen) ist der weiteste Weg zu uns. Vom Recht auf Überleben“.

Mehr als 100 Millionen Menschen seien weltweit auf der Flucht. Jede Flucht hat ihren Grund. Fluchtursachen, nicht Flüchtlinge, müssen bekämpft werden. Wofür sind wir mit unserem Wirtschaftssystem und unserem Lebensstil verantwortlich? Und wozu verpflichtet uns diese Verantwortung? Mit solchen Fragen nahm sich der Referent die deutsche und europäische Flüchtlingspolitik vor und die Zustände bei der Abschiebep Praxis, an den EU-Außengrenzen und bei der Seenotrettung.

Nicht ohne Emotion begann Beck seinen Vortrag mit Bildern von der belarussischen Grenze und dem Satz des sächsischen Ministerpräsidenten Michael Kretschmer: Wir müssten diese Bilder aushalten; es seien Bilder, die aufwühlen, mitfühlen lassen. Menschen, die frieren, die bei dieser Witterung im Wald kampieren müssen, die kaum zu essen und zu trinken haben. Darunter Kinder.

Nicht also „wir“ müssten „aushalten“, sondern doch wohl zuerst und eher die Betroffenen! Die müssten doch aushalten, wofür sie gar nichts können. Lukaschenko habe sie instrumentalisiert, und er geht dabei im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen. Die EU wolle dem nicht nachgeben und mache dicht.

Diese Bilder auszuhalten, das meine doch: Wir sollen unser Mitgefühl in die Abstellkammer verbannen. Wir sollen abstump-

fen. Wir sollen die Bilder aushalten, damit wir uns raushalten. Zitat: „Ich meine, niemand sollte Leid, das vermieden werden kann, aushalten müssen. Niemand sollte, wenn er davon erfährt, das aushalten müssen. Niemand sollte solche menschenverachtenden Sprüche aushalten müssen. Wir dürfen widersprechen.“

Erst willkommen, dann Abwehr: Nahezu eine Million Flüchtlinge seien 2015 nach Deutschland gekommen. Das Land war um ihre Integration bemüht. Aber in der Folge ging es der Politik vorrangig darum, die Zahl der Flüchtlinge zu reduzieren, die es bis zu uns schaffen. Obergrenzen für Flüchtlinge wurden eingezogen, Migrantinnen und Migranten als »Asyltouristen« beschimpft. Als die Zahlen sanken, wurde das als Erfolg vermeldet. Das habe ihn empört, denn die Situation der Flüchtlinge und was sie zur Flucht getrieben hat, habe keine Rolle gespielt. Hinter den Zahlen verblassen die Gesichter und Namen, die Schicksale der Menschen, die sich gezwungen sehen, ihre Heimat zu verlassen. Dem wolle er entgegensetzen: Jede Flucht hat ihren Grund. „Das haben wir über einen Aufruf geschrieben, dem sich 150 Trägerinnen und Träger des Bundesverdienstkreuzes angeschlossen haben: Fluchtursachen, nicht Flüchtlinge sollen bekämpft werden“. Ernsthaft, systematisch und ehrlich sollte untersucht werden, wie Deutschland zur Verschärfung von Fluchtursachen beiträgt und ausgearbeitet werden, wie dem zu begegnen ist. Dafür sollte, so forderte der Aufruf, der Bundestag eine Enquete-Kommission Fluchtursachen einsetzen. Das war 2017. Der Koalitionsvertrag von 2018 sah zwar keine Enquete-Kommission, aber eine Fachkommission vor. Sie wurde 2019 mit Expertinnen und Experten aus Wissenschaft und Zivilgesellschaft von der Bundesregierung eingesetzt. 2021 hat sie ihren Bericht vorgelegt. Der Bericht habe ihn beeindruckt. Er ist fundiert, klar in der Analyse und mündet in konkrete Forderungen – eine Blaupause für die Bekämpfung von Fluchtursachen. Unabdingbar ist dabei, der Frage nachzugehen, wie sich unser Wirtschafts- und Lebensstil auf die Lebensbedingungen in anderen Ländern auswirkt. Gehen wir den Weg der Menschen, die als Flüchtlinge zu uns kommen, zurück bis zu dem Ort, an dem sie aufgebrochen sind, könnte es sein, dass wir uns selbst begegnen. Wofür sind wir verantwortlich, und wozu verpflichtet uns diese Verantwortung? Flucht werde die Menschheit begleiten. Die Fakten ließen leider erwarten, dass sich das Problem verschärfen wird. Aber: Grenzzäune zu bauen und Stacheldraht auszurollen, bekämpfe die Ursachen nicht. Es sei die falsche Antwort. Aber mit Schiller (Xenien): „Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden, wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“ Die

deutsche Abwehr von Flüchtlingen seien Grenzwälle, besonders an den EU-Außengrenzen. Der sprunghafte Anstieg der an den Toren Europas anklopfenden Migranten, ein Ergebnis der wachsenden Zahl scheiternder oder bereits gescheiterter Staaten, schüre tiefgreifende Angst, dass das Wohl und sogar das Überleben der Gesellschaft bedroht sind. Und diese Panik schafft eine politisch explosive Gefühlslage, zumal die Politiker unbeholfen zwischen nicht zu vereinbarenden Bestrebungen schwanken: Abschottung und Integration.

Beck zitierte aus einem Spiegel-Interview mit dem Soziologen Zygmunt Bauman (2016). Der habe von der „Sünde der Gleichgültigkeit“ gesprochen gegenüber den Tragödien und den Hilfeschreien der Leidenden. Und weiter: „Schockierende Ereignisse verwandeln sich in die Routine der Normalität. Die Krise wird moralisch neutralisiert: Die Migranten und das, was mit ihnen geschieht oder was man mit ihnen macht, werden nicht länger unter ethischen Gesichtspunkten betrachtet. Sobald die öffentliche Meinung die Flüchtlinge als Sicherheitsrisiko begreift, stehen sie außerhalb des Bereichs der moralischen Verantwortung. Sie werden enthumanisiert, objektiviert, außerhalb des Raumes gestellt, in dem Mitgefühl und Solidarität als geboten empfunden werden“. Dabei gehe es darum, in jedem Flüchtling den Menschen zu erkennen. Die Angst vor dem Fremden, dem Unbekannten, sei zwar eine instinktive Reaktion, Kontaktvermeidung die Folge. Einheimische und Zuwanderer leben nebeneinander, nicht miteinander. Sie lassen sich nicht aufeinander ein. Aber das Problem moderner Gesellschaften könne eben nicht sein, wie Fremde zu eliminieren sind, sondern wie man in Nachbarschaft mit ihnen leben kann. Die Abstimmung zwischen physischer und sozialer Nähe ist gestört. Das sei eine völlig neue Situation: Die Fremdheit der Fremden ist nicht mehr eine vorübergehende Irritation. Die Fremden bleiben und weigern sich zu gehen, obwohl man insgeheim hofft, dass sie am Ende doch wieder verschwinden. Sie sind keine Gäste und keine Besucher, sie sind nicht wie ausgemachte Feinde, aber auch nicht wie bekannte Nachbarn. Sie bleiben Fremde, weil sie sich dem örtlichen Regelwerk, der lokalen Lebensweise zumindest teilweise entziehen und auf ihrer Eigenheit beharren.

Aber man müsse und könne sich in die Lage des Flüchtlings, oder in seine Zwickmühle versetzen. Er verliert, weil er vor Not oder Gewalt flieht, seine Heimat, ohne eine neue zu gewinnen, denn er ist kein Auswanderer. Flüchtlinge hängen in einem luftleeren Raum, sie sind eigentlich weder Sesshafte noch Nomaden. Sie eignen sich hervorragend für die Stigmatisierung, für die „Rolle

der Strohfigur, die man stellvertretend für die globalen Kräfte des Unheils verbrennt.“ (Bauman)

Wir erleben in Europa gerade wieder, wie Nationalismus und die Beschwörung ethnischer Einheit fehlende Integrationsfaktoren in einer desintegrierenden Gesellschaft ersetzen sollen. Aber (mit Hannah Arendt): Der Nationalstaat wird seine Macht nicht wiedergewinnen. Längst seien unsere großen Städte zu Laboratorien der neuen Mischgesellschaften geworden. In ihnen würden die Spannungen zwischen Mixophilie und Mixophobie im Pluralismus der Kulturen ausgetragen. Abschottung sei eine trügerische Versuchung. Die Tore sind aufgebrochen, sie lassen sich nicht mehr schließen. Die Legitimation des Nationalstaats ruhte auf drei Pfeilern: militärische Sicherheit nach außen, Wohlfahrt im Innern, Gemeinsamkeit von Sprache und Kultur. Dieses Stativ sei weggebrochen.

Mit dem von ihm mitherausgegebenen Buch, das gerade am Tag seines Lindauer Vortrags erschienen ist, habe er den Finger in die Wunden der deutschen und europäischen Flüchtlingspolitik legen wollen. „Wollen wir den Werten, auf die Europa gegründet ist, treu bleiben, haben wir uns der Aufgabe zu stellen, Fluchtursachen anzugehen und Flüchtlinge zu schützen.“ Das Buch und dies Referat sollten zeigen: Das kann gehen.

Ankündigung der Arbeitstagung 2023

vorläufiges Leitthema:

Miteinander – Gegeneinander – Durcheinander Gleichgewicht als Lebenskunst

Datum: Sonntag, 29. Oktober 2023 bis
Donnerstag, 02. November 2023

Tagungsort: Inselhalle in Lindau und online

Eingeladene: Alle Interessierten, insbesondere alle in Heilberufen Tätigen sowie alle, die beruflich mit Menschen arbeiten.

Das endgültige Programm mit allen Einzelheiten nebst Anmeldeformular wird im Frühsommer 2023 versendet und kann bei unserer Geschäftsstelle: igt e.V., Postfach 701080, 81310 München kostenlos angefordert werden. Sofern Sie diese Ankündigung unter Ihrer eigenen Adresse erhalten haben, oder wenn Sie Mitglied bei uns sind, erhalten Sie das Programm ohne weitere Anforderung zugesandt.

Lindauer Herbsttagung 2023

Internationale Gesellschaft für Tiefenpsychologie e.V.

Postfach: 701080, 81310 München

Telefon: 089/12417451 • E-Mail: info@igt-lindau.de • Web: www.igt-lindau.de